

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts.

### Der Ubranitsch.

Von Friedrich v. Gögern.\*)

Es war nicht die Schuld des Herrn v. Grabinski, daß seine Eltern ihn trotz seiner Erhebung Benjamin getauft und daß die römisch-katholische Kirche den Festtag dieses biblischen Knaben lust auf den Vorlesungen des Vaters, also in jene kalenderartige Gegend versetzt, da der gute Christ in den meisten Fällen zu beten, zu fasten und das künftige Fleisch zu fasten hat.

Das alles waren ja sehr schöne Gebote und Grundzüge, aber auf das hohe Namenstest eines guten kroatischen Landbesitzes — zumal wo dieser aus Sobieski und der Türkenkriege Zeiten her von polnischer Hernabstammung und darum wie alle Salachia von königlichem Geblüt — schließlich nichts anwendbar.

Herr Benjamin v. Grabinski hatte sich deshalb daran gewöhnt, alle Gewissensbisse mannhaft zu unterdrücken und auf den 30. März, wo diesem nicht eben der Gründonnerstag, Karfreitag oder Karntagsallau scharfe Konkurrenz machte, alle Nachbarn, Nachbarninnen, Notablen, Musikanten, Spectabiles und Magnifici des Umlandes um sich und ein nachhaltiges Dauerfest zu versammeln.

Herr Benjamin v. Grabinski in der Majestät seines breiten kahlen Doppelkinn und seiner heute morgen noch weißen, jetzt schon von verschiedenen Jahrgängen blau-geröteten Flaneweite präsierte einem die freundlich gerundete Hausfrau in laubengrüner Schillerleide und großer Kameembrosche dem anderen Kopf der langhalsgetragten Tafel, und zwischen diesen beiden Polen wogten die Blüten des Gelächers, der Bratenlöcher, der landesbürtigen Weine, der Seiden, Tische und Samte, der Politik, der Meinungen und Stoffwechselnden Laten unter all den Musikanten, Spectabiles, Magnifici und Reverendissimi frohlich auf und nieder.

Eben war die Geschichte von jenem tapferen Grenzer-general erzählt worden, der seinen Bericht über das bei seiner Erscheinen dem Banus geöffnete Diner wobei Mundschalen mit Zitronensaft in in meißelndem Baumwasser gereicht worden, in das blüthige Urteil zusammenfaßte: „No ja, wie soll ich euch lassen? ... Nötigung war schwach — und der Bursch, der war auch lausig!“ ... und der vierte Gang, in Kommen gefochter Schinken, war gerade überstanden: als ein stattlicher Spectabilis unter viel Aufwands sich erhob, um gleich keinen zahlreichen Vernehmern dem Hausherrn zu versichern, daß auch er hierhergekommen, keinen Raum zu mehrern und Wein zu mindern — da trat, festlich ergründet, der Diener Vero an den Hausherrn heran und flüster ihm eine so bedeutame Nachricht ins Ohr, daß von deren schillernder Wirkung augenblicklich Aufhorchen und Ruckstücken unter den Notablen sich ausbreitete. ... Nur der vorgeführte Voh eines Musikanten fuhr unbeteiligt in seiner Privatmelodie fort.

„Was ist? ... Was gibt's? ... Vero! ... Stand? Die Pferde?“

Herr v. Grabinski beruhigte.

„Aber nichts, meine Herren und Damen, nichts! ... Daß drinnen in der Küche ein Bettelbruder von den Franziskanern sitzt — na, und einen Brief vom Guardian mit persönlichem Übergeben hat. ... Verdammt Bettel! Wozu diese Klöster, wenn sie sich nicht selber erhalten können?“

„Na, und was noch? ... Was schaut denn so drein?“

„Ach was, Unfuss! ... Daß der Ubranitsch irgendwo in der Nähe ist! ... Will der Frater da wissen ... Weiß Gott, was er gesehen hat.“

Die Redung des ernüchterten Vero hatte ihre volle Wirkung.

Drinnen in der Küche, wo Gang um Gang aus dem Bräuteln, Büschen, Bräusen und vielfältigen Gebüß des Herdes nach Ordnung der Folge und Garheit auf die großen Hellschüssel angerichtet wurde und Zweidrittelstund rot kundiger Weiberhände an Spieß, Köffelpaten, Transhiernellern, Quirl und Schneerute wirkten, lag der junge Frater beschiden neben seinem Schnaps auf der Bettelbank, und der Galtfreundlichkeit von Land und Haus war durch vier Frauenzimmer, die alle dieselbe rührende Jugend in der Küche haben, und ein entsetzend mächtiges Stüd Braten rühmlich Genüße geleistet worden.

Der arme Bruder, obwohl unter acht eiferfüchtigen Weiberzungen und diesen dann und wann einen Blick dankbaren Verständnisses erwidern, ließ sich den Zeitvertreib des Schwimmendierten Gerüchtes wohl bedagen, und warmes Rot belebte seine blaßschatteten Wangen, während anderseits widerlicher Brandgeruch sich bemerkbar machte, der überlauf und unwahrscheinlich auf der Herdplatte verbräute und dierhalb die Stimmung sich an gegenwärtigen Vorwürfen klärte.

Jetzt führte der Diener Vero mit dem Auftrage seines Herrn zurück, und trotz vereinzelten Widerpruchs der vier Franziskaner, deren jedes den armen Jungfrater noch auf seine Art und aus seinem Kessel karkten wollte, wühlte dieser sich das Bett vom letzten Bissen am Rutenarmel ab und folgte, nachdem er mit letztem Lächeln noch vier Herzen und einen Topf zum Überlaufen gebracht.

Run stand er vor der langen Tafel und dem Angesicht all dieser vornehmen Herrschaften, Spectabiles, Reverendissimi, Magnifici und Musikanten. Er neigte den Kopf mit frommem Gruß: „Gelobt seien Jesus Christus und die Gottesmutter Maria.“

Aber niemand antwortete. Und ein hochwürdiges Pfarrer, der schwarz und die mitteln unter den anderen lag, sagte ihm bloß entgegen: „Allo, wo ist der Ubranitsch, dieser Hund?“ ... Und der Hausherr moß ihn mit fast-festem Blick seiner unterfertigen Augen von der Stirn bis zur Sandale.

„Allo, wie ist das? Der Ubranitsch soll sich da in der Nähe wo herumtreiben?“

Wieder neigte der Frater den Kopf.

„Ich danke für die gnädige Nachfrage: ja, der Ubranitsch ist da.“

„Wo? ... Ihr kommt von Klanje her?“

„Ich danke für die gnädige Nachfrage. Ja: von Klanje her.“

„Und wo habt Ihr den Ubranitsch gesehen?“

„Danke der gnädigen Frage: eben auf dem Wege von Klanje her.“

„Hier, in der Nähe?“

„Danke der gnädigen Frage: ja, ganz in der Nähe.“

„Ihr kennt ihn?“

„Danke der gnädigen Frage: ja. Er ist mir bekannt.“

„Daß ihn nur kommen, den Hund!“ rief einer der Spectabiles: „halt doch Gewehr im Hans! ... Na allo! Den schleichen wir dir zusammen wie einen tollen Kötter.“

„Zu mir sollt er sich wagen, der Schweinfert! verdammt!“ drohte in weingeraubtem Voh der dicke schwarze Kurat, mit dem bloßen Weibwasserfingergel lag ich den zum Teufel!“

„Und habt Ihr mit dem Ubranitsch gesprochen, hat er etwas gesagt?“ fragte der Hausherr weiter.

„Danke der Erundigung: nein. Ich mit ihm, nein.“

„Mit jemand anderem? War er allein?“

„Was fragt, bitt dich, so viel?“ rief ein Musikant: „den Kerl, den Ubranitsch, den sang ich dir mit Spude und eigenem Suppenöffel! ... Sollt mir bloß einmal kommen! Den hind ich mir hinten an den Wagen und führ ihn so nach Karam hinein, war nicht schlecht!“

„Und was wollt Ihr noch?“ fragte der Hausherr geringelbähig: „wahrlich für das Kloster betteln, was?“

„Danke der gnädigen Nachfrage: ja. Ich bin gekommen, um ein Almosen zu erbitten, ja.“

„Ah was, die verdammt Klöster!“ schrie der dicke Kurat: „aufheben sollt man sie und uns Pfarrer besser beladen!“

„Unterstützung der Faulheit!“ stimmte der Hausherr bei: „Hä! da die sogenannten Armen, die gut und gern arbeiten könnten. Und dazu soll man noch beisteuern.“

„So macht man die Ubranitsch!“ rief der Spectabilis: „war ich oben! Gab längst keinen Ubranitsch und wahrlich keine Bettelklöster mehr!“

„Ihr da!“ lachte der dicke Kurat: „habt Ihr euch die Geschichte vom Ubranitsch nicht vielleicht nur für euren leeren Bettelstall erfunden, was, haha?“

„Und wenn er da wär!“ präbte der Musikant: „mit dem werden wir in drei Minuten fertig. War nicht schlecht, möcht ich doch sehen! ... Wenn er nur wirklich da wär!“

„Sol!“ Eine scharfe fremde Stimme lachte plötzlich auf: „Hä! trachtet zwei offene Pistolenmündungen haben auf den Tisch. ... So? Nun ist er wirklich da! ... Hier! ... Hina mich! ... Bind mich! ... Was, du hast keine Angst vor mir, du Hund? ... Und du dort, du gemästetes schwarzes Schwein, der du nicht einmal auf einen arischen Gruß antworten kannst? ... Du willst mich mit dem Weibwedel davenlagen? ... Ach bin der Ubranitsch! ... Und jetzt, ich zähle die 24. Alles Geld, was hier in Taschen ist, auf den Tisch gelegt! ... Schmutz und Gold auch! ... Keiner rührt sich! ... Keiner ruft! ... Draußen um Haus und Hof stehen meine Leute! ... Ein Voh oder Widerstand, und ich pfeife dir das Feuer aus allen deinen Nähern! ... So wahr ich der Ubranitsch bin! ... Ich beginne zu zählen: Geld und Schmutz auf den Tisch! ... Will euch schon zeigen, wer der Ubranitsch ist!“

Hochaufgerichtet stand der junge Frater in seinem Born, auf seiner Stirn erhellte das kleine rote Narbenmal.

Und niemand unter den Augen dieses Bornes, unter diesen Pistolen wagte Laut oder Wehr.

Spectabiles und Musikanten unterm schwarzen Rind der beiden Mündungen lagen hart, als sei all das Fraterstid samt Wein in ihnen geronnen und gestockt.

So still war es ein kleines Vaterunser lang, als sei die ganze Tafelgesellschaft unterm Bann eines plötzlichen starken Zaubers eingeschlossen.

Nur die Seite über den Bufen der Damen knisterte leis im verhaltenen Wogen des Atems.

Und ein Wunder hatte sich ereignet: der dicke Kurat war von unterdrückter Macht plötzlich entrückt worden.

Was ihn aber sonst vielleicht sehr interessiert hätte, Frauenstrümpfe und die inneren Tiefen spitzenbelegter Hosen, das hatte jetzt für ihn nicht den geringsten Wert. Für ihn gab es nur ein Ziel: jenseits dieses Gebeges von beiderseitigen Beinen der Kacheln.

Jetzt begann der schreckliche Frater langsam zu zählen.

„Eins.“

„Nichts regte sich.“

„Zwei.“

„Nichts regte sich.“

„Drei.“

Da hatte eine der Damen still den Anfang gemacht und ihr diätes Kettenband vom Knöchel gestreift.

Und unter fortwährendem langsamem Tropfenfall der Zahlen gebrochene Hand um Hand.

„Alles!“

Gelächter, Briefstaben, Spangen, Ringe, Nadeln erschienen auf dem damastierten Tafeltuch.

„Das Geld zusammen auf einen — den Weiberstumpf auf einen anderen Haufen!“ befahl der Frater. „Acht! ... Und keine falsche Bewegung! ... Keun!“

Man gehorchte wie im Traum.

„Alles, was Geld ist, da hinein! Nichts zurückhalten!“

Der Befehl wurde ausgeführt.

„So.“ Der Bruder nahm den Bettelstall wieder an sich und warf ihn, stets durch die Pistole geschützt, über die Schulter.

Die Frauen mögen ihren Tand behalten. Zum Vanden an die großen Geldtaschen ihrer Männer. Und an den Ubranitsch, den die Helden haben totschießen und mit dem Suppenöffel fangen wollen. Lebt wohl denn, und wenn ihr mir Jäger nachseht, brennt heut noch alles zusammen. — So, nun bedank ich mich schäufers — ich bitte mir nichts nachzutragen — gedenkt meiner zuweilen — die Ehre Gott, und gelobt seien Jesus Christus und Maria.“

Der junge Frater neigte den Kopf in höflicher Demut und ging dann unbefleckt und sorglos am faherlarrten Vero vorbei zur Tür hinaus.

Drinnen an der feuerheßen Küche machte er noch einmal Halt.

„Na, wo habt Ihr euren Ubranitsch?“ rief ihn vorwärtig die tollig gerundete Rosalia aus dem Vahren der Vahren, Schürbaken und Mörtel an: „da kommt der, lebt Euch hin und dort, lebt gibt's was Feines, Butterbraten, das seht ihr Hungerleider im Kloster das ganze Jahr nicht! ... Habt Ihr Euch gut vollgebetzelt droben?“

Der hübsche junge Bruder lächelte freundlich.

„Danke der Nachfrage: es reicht. Und Dank für die gute Bewirtung und guten Willen: ich bin satt. Und den nächsten Gang könnt ihr jetzt anrichten: die Herrschaft droben wird hungrig sein. Und der Ubranitsch bin ich selbst. Gelobt seien Jesus Christus und die heilige Jungfrau Maria.“

Er legte Weibsgeld, stillstehende Pöfel und Stöbel, Vahren, Topf und Vord mit der Gedächtnis des Kreuzes, neigte das Voh, wandte sich und war verschwunden. Wandertab und Sandale klapperten die Kuchentreppe hinab.

### Das freudige Ereignis.

Von Dagobert Winter.

Durch alle heimischen Gauen lebt unter unserer Kinderwelt die Vorstellung, daß der „Klapperstorch“ es ist, der die kleinen Brüderchen und Schwesterchen bringt. Zahllose Kinderleichen und -reime berichten davon, und in vielen Gegenden weiß man sogar einen bestimmten Tag oder Brunnen aufzuweisen, aus dem der Storch die Kinder holt. Schon bei den alten Germanen war dem „Medar“ diese Aufgabe angeteilt. Wie die Schwalbe, flog auch der Storch dem Wagen der Kerthus, der Göttin der Fruchtbarkeit, voran, während in der christlichen Zeit es die heilige Klara war, die den Storch zu den Eltern oder in die Seelenheimat kändte, um von dort die Kindlein zu holen.

Nicht weniger alt und eigenartig sind auch die Vorstellungen, auf denen alle jene Sitten und Bräuche beruhen, die man bei dem Erscheinen eines neuen Menschenlebens beobachtet. Sicherlich wird es untern Lesern von Interesse sein, einige derselben kennen zu lernen, wie sie entweder früher im Schwunge waren oder noch gegenwärtig bei verlebten Völkern üblich sind.

Bei untern Antikoden, den australischen Eingeborenen, wird bei der Geburt eines männlichen Kindes, wenn der Vater ein angeheirater Mann des Stammes ist, ein großer Kriestanz abgehalten, das Kind selbst mit Emul oder Fett eingerieben und hierauf mit rotem Oder bemalt: das Kind eines Untergeordneten dagegen wird mit Goldschmuck aus geschwärzt.

Bei den australischen Papuas gibt gleich nach der Geburt jeder Vater seinem Kinde einen Namen, den dies aber später wechselt. Der neue Name wird den anderen Dorfbewohnern mitgeteilt und es all dann für eine Bezeichnung, das Kind noch bei dem abgelegenen Namen zu nennen. Bei dem Mangel an Eigennamen in dem Sprachschatz der Papuas bekommen die Kinder meist die Benennung eines Baumes, einer Kokosnuss oder Banane.

Wird bei den Estimos ein Kind geboren, so wird die Mutter von einer oder mehreren Frauen gewartet, der Mann aber darf niemals ausgehen. Kurze Zeit nach der Geburt preßt die Mutter den Kopf sanft zwischen ihren beiden Hüften, in der Meinung, dadurch das Verwachsen der Schädelnähte etwas zu beschleunigen. Die Prozedur dauert einige Minuten, wird aber später nicht mehr wiederholt.

Sobald bei den Kariben-Indianern ein Kind zur Welt kommt, wird es von den Verwandten angefaßt, jedenfalls um die bösen Geister zu verschrecken. Nach einigen Tagen muß ihm dann der Großvater oder die Großmutter einen in der Familie gebräuchlichen Namen geben. Leben jene beiden aber nicht mehr, so liegt diese Pflicht dem Vater ob, der dem kleinen Wesen schon vorher die Ohrschnecken, die Unterlippe und die Nasenleibwand durchlöchert hat. Die Kinder bleiben fortan, bis sie laufen können, losgelassen einen untrennbaren Teil des mütterlichen Körpers: wohn die Mutter geht, nimmt sie das Kleine mit, sei es auf dem Rücken oder auf den Armen. Die Kinder werden förmlich verhätselt; Strafen, wie überhaupt Züchtigungen kennen die Indianer nicht, da nach ihrer Anschauung nur Tiere der Schläge bedürftig. Alles dies gilt jedoch nur für mögliche Kinder; solche mit fehlerhaften Gliedern lassen sie bald umkommen.

Hast alle Neugeborenen begrüßen reichen Kinderlegen mit Freuden und feiern die glückliche Geburt eines Kindes. Die Wöchnerin wird überall abbesondert und dem Mann der Zutritt zu ihrer Stube verweigert. Zwillinge gelten in der Regel als ein großes Glücksgeschehen. Die Geschlechter werden bei den friedlicheren Völkern ziemlich gleich geachtet, doch gilt als Erbeerbitt ein Knabe für erwünschter, während bei den Hirtenvölkern Mädchen wegen der Vorgenabe, die später der Bräutigam dem Vater zahlen muß, wertvoll sind.

Der Totentanzvater feiert den erfolgten Familienzuwachs durch ein Festmahl, zu dem er nach Mahgabe der Mittel ein oder zwei Kinder oder ein Schaf schlachtet. Das Kind selbst wird gleich nach der Geburt mit Rumst eingeweiht, mit dem Saft einer Heigenart und Schafstett eingerieben und mit Buchspulver reichlich bestreut. Bei den Vellavanen nehmen die alten weißen Frauen des Stammes das Kleine sogleich in Empfang und füttern es die ersten drei Tage hindurch mit dünnem Brei. Von Zeit zu Zeit streichen sie ihm langsam den Leib glatt, stoßen dann aber gleich wieder weiter, so sehr der arme Wurm auch schreien mag, bis ihm der Bauch ganz prall steht.

Den neugeborenen Kindern der Mongolen wird beim Eintritt in die Welt zuerst ein Stüd Fett zum Säugen dargeboten: erst nach mehreren Tagen bekommen sie die Mutterbrust. Das Kleine wird dann in Fülladen eingehüllt und in eine lastenähnliche Wiege gelegt, wo es tagelange sich selbst überlassen bleibt, nur daß die Mutter ab und zu herbeikommt und ihm die Brust reicht.

Auf den Philippinen lachen die Malaien während der Entbindung ihrer Frauen vor allem die feindlichen Dämonen fernzuhalten. Von diesen strebt der böse Geist Batinal die Geburt zu verhindern. Warum dagegen das Neugeborene umzubringen. Der Gatte einer Wöchnerin bemehrt sich deshalb mit Lanze und Schild und steigt im blauen Schurz auf das Dach seiner Stube, wo er während der Lust herumhant und steht, während seine Freunde sich rings um die Bekanlung stellen, damit die Unholbe dort nicht eindringen können.

Die heiligste aller mit der Geburt eines Kindes zusammenhängenden Sitten ist wohl unstreitig das sogenannte Männerkindbett oder die Couade, jener weiterverbreitete Brauch der Naturvölker, wonach sich nach der Geburt eines Kindes sein Vater wochenlang ins Bett legen muß. Während dieser Zeit behandelt man ihn ganz wie eine Wöchnerin, indessen diese selbst sehr bald wieder aufsteht und die häuslichen Geschäfte besorgt. Der Name „Couade“ (Bedrängung) stammt aus Südfrankreich, wo sich dieser befeindliche Brauch besonders lange erhalten hat. In seiner Erklärung führen die Indianer gewöhnlich aus, daß das Kind direkter vom Vater als von der Mutter stamme, und daß der geringste Mißfall der Vaters oder jede sonstige Unvorsichtigkeit seinerseits dem Kleinen das Leben kosten könne. Neuere Ethnologen haben dagegen in dieser Sitte eine Zeremonie erkennen wollen, durch die sich der Vater erst das Eigentumsrecht auf sein Kind erwerben mußte. Bei vielen Völkern erbten nämlich die Kinder Namen, Wärd und Weis nur von der Mutter, d. h. in weiblicher Linie, und nichts vom Vater, dem sie ganz fremd blieben. Erst später kam das Vaterrecht zur Geltung, und bei manchen Stämmen muß noch heute der Vater das Kind der Mutter abkaufen. Anderwärts fand an die Stelle des Kaufens andere Zeremonien getreten, und zu diesen gehört auch das Männerkindbett.

In Italien läßt man die Wöchnerin und ihr Kind gegen den vom Volk allgemein gefürchteten „bösen Blick“ durch ein Amulett in Form eines Dörnchens, Dergleichen

\*) Wir entnehmen dieses für den Inhalt und die Darstellung charakteristische Kapitel dem neuesten, jedoch im Verlag von B. Staackmann in Leipzig erschienenen großen Roman von Friedrich v. Gögern: „Ein Volk“.

